

AUSSTELLUNG Das Haus Konstruktiv in Zürich präsentiert die Retrospektive «Beat Zoderer – New Tools for Old Attitudes». Seite 41

KULTUR

BÜHNE Maskottchen und Fondue-Oper: Das neue Leitungsteam des Schlachthaus-Theaters Bern stellt sein erstes Saisonprogramm vor. Seite 41

MEDIENKRITIK

Schweiss statt Glamour

Für einmal bleiben die Chips im Schälchen vor dem Fernseher liegen. Nicht, dass die erste vom Schweizer Fernsehen produzierte Arztserie einem mit besonders blutigen Szenen auf den Magen schlagen würde. Der Stoff liegt schwer auf, weil in der ersten Folge von «Tag und Nacht» (siehe auch «Bund» vom 30. August) die Patienten sich reihenweise übergeben. Ziemlich bleich ist auch das Ärzteteam der Permanence im Zürcher Hauptbahnhof – aus anderen Gründen allerdings. Der Chef liegt mausetot im Behandlungszimmer, umringt von seinen geschockten Kolleginnen und Kollegen.

Eine vielversprechende Ausgangslage für die neue Serie, hat doch das verstörte Häufchen, dem seine Vaterfigur abhandeln gekommen ist, neben vielen kleinen nun noch ein grosses Problem, und zusammen mit den privaten Konflikten gibt das genügend Stoff her für die 36 geplanten Folgen. Das ist helvetisch währschafte Kost – denn auch das wird einem bereits nach der ersten Folge klar: Vom Glamour der beliebten Superdocs à la McDreamy und Doctor House träumt höchstens der junge Arzt, der noch in der Südsee in den Ferien ist und zweideutige Postkarten schreibt. Zwar erinnert der Name der Hauptfigur Meret Frei allzu sehr an Meredith Grey aus der amerikanischen Erfolgsserie «Grey's Anatomy». Doch das einzige, was in der Zürcher Notfallstation glänzt, ist Schweiss.

So ambitiös das Vorhaben des Schweizer Fernsehens ist, in der aktuellen Flut von Ärzteserien eine eigene zu lancieren, so eigenständig und schlicht ist die Umsetzung: Mit liebenswerten Schwächen hat Drehbuchautorin Katja Friih («Lithi & Blanc») das Personal ausstaffiert. Zum grossen Herzen von Meret Frei (Sabina Schneebeli) gehören nicht weniger grosse Augenringe, der junge Kardiologe (Leonardo Nigro) hat trotz seiner Coolness bereits tiefe Stirnfalten, und der Psychiater (Andreas Matti) glaubt seinem Hund längst mehr als den Lehrbüchern. Dass die vertraute Gewöhnlichkeit keinen Mief ansetzt, dafür sorgt der zügige Regiestil, gekoppelt mit neuen Aufnahmetechniken. Temporeicher als in früheren SF-Serien sind die Szenen, und die gestochenen scharfen Bilder – High Definition sei dank – verstärken die kühle Ästhetik des Ambientes, in dem allzu Heimeliges keinen Platz hat. Weil stellenweise der Mix aus Professionalität, Überforderung und anderen menschlichen Unzulänglichkeiten so überzeugend ist, er tappt man sich plötzlich bei der Vorstellung, dass man diesem Team sofort seine Blessuren anvertrauen würde. Seine erste Wirkung hat «Tag und Nacht» ja schon gezeigt: Das Mampfen von Chips vor der Kiste hat die Serie gleich in der ersten Folge wegtherapiert. (bnb)

[1] «TAG UND NACHT» läuft jeweils freitags um 21 Uhr auf SF 1.

KULTURNOTIZEN

Anzeige gegen Ex Libris BUCHHANDEL Der Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband (SBVV) hat angekündigt, gegen die Migros-Tochtergesellschaft Ex Libris Strafanzeige einzureichen. Grund für die Klage ist eine ganzseitige Anzeige im gestrigen «Tages-Anzeiger», welche suggeriert, Franz Hohlers neues Buch «Am Ende eines ganz normalen Tages» (siehe Besprechung auf dieser Seite) sei als Taschenbuch erschienen. Da dies nicht der Fall ist, handelt es sich nach Ansicht des SBVV um eine «offensichtliche Kundentäuschung». (pd)

Im Geist von Meister Coltrane

Die Band **Saxophone Summit** legt mit «Seraphic Light» ihren zweiten Meisterstreich vor

Nach dem Tod von Michael Brecker hat sich die All-Star-Band um Joe Lovano und Dave Liebman neu formiert und präsentiert ein Album, in dem musikalische Grenzen überschritten werden.

GEORG MODESTIN

Jubiläen oder Hommagen gewährleisten, so berechtigt sie auch erscheinen mögen, nicht immer künstlerisch befriedigende Resultate; oft genug wirken derlei Anlässe wie Zwängereien, die letztlich überflüssig sind. Eine schöne Ausnahme ist das auf Telarc erschienene Album «Seraphic Light» (Musikvertrieb), obwohl es gleich doppelt «befrachtet» ist: Zum einen schwebt über ihm, wie schon über seinem vor vier Jahren auf demselben Label herausgekommenen Vorgänger «Gathering Of Spirits», der Geist von John Coltrane, zum anderen ist «Seraphic Light» dem Andenken des im vorigen Jahr verstorbenen Tenoristen Michael Brecker gewidmet, der auf dem Erstling mit von der Partie war und 1998 auch den Anstoss gegeben hatte, die einmalige Begegnung mit seinen Instrumentalkollegen Joe Lovano und Dave Liebman unter dem Namen Saxophone Summit als Band zu institutionalisieren.

Coltranes Sohn

Die beiden verbliebenen Vertreter von Saxophone Summit – die Bezeichnung greift nicht zu hoch – haben nun die durch Breckers Tod entstandene Lücke durch die Verpflichtung von Ravi Coltrane gefüllt; richtig: von einem Sohn John Coltranes, der, 1965 geboren, seinen zwei Jahre später verschiedenen Vater nicht mehr bewusst erlebt hat, dessen Nachname aber für den Träger zumindest zu Beginn der 1990er – ausgerechnet in der Gruppe von John Coltranes ehemaligem Schlagzeuger Elvin Jones! – lancierten Laufbahn eine Belastung darstellte. Ravi Coltrane wurde von Lovano und Liebman jedoch nicht seiner Abstammung we-



Sie erweitern das Erbe der improvisierten Musik: **Joe Lovano** (links) und **Dave Liebman** von der Gruppe Saxophone Summit.

ZVG

gen zum Gipfeltreffen geladen, sondern aufgrund seines vielfach unter Beweis gestellten Könnens, zumal während Breckers Krankheit bereits für diesen eingespungen war. Der Schlagzeuger Jack DeJohnette, der Mitte der Neunzigerjahre Ravi Coltranes Arbeitgeber gewesen war, wird in der neusten Ausgabe des Jazzmagazins «Down Beat» mit den Worten zitiert, Coltrane junior sei, im Gegensatz zum Vater, kein Revolutionär; vielmehr sei er daran interessiert, zum bestehenden Erbe der improvisierten Musik beizutragen. Diese Charakterisierung lässt sich auf das «Unternehmen» Saxophone Summit insgesamt übertragen: Bezeichnenderweise hören sich die kompositorischen Beiträge der ein-

zelnen Bandmitglieder, von denen jedes – einschliesslich des Pianisten Phil Markowitz, des Bassisten Cecil McBee, des Schlagzeugers Billy Hart und des Gasttrompeters Randy Brecker, Michaels Bruder – je einen zum neuen Album beigetragen hat, konservativer an als die drei Coltrane-Stücke aus dessen letzter Umbruchphase, welche (darunter die Titelnnummer) die CD beschliessen.

Freier und wagemutiger

Der Verzicht auf einen durchgehenden rhythmischen Puls und der Übergang zu harmonischer Dissonanz, die diesen Stücken eigen sind, scheinen Grenzen darzustellen, deren Überschreitung traditioneller sozialisierten Musikern nicht ganz

leicht fällt, auch wenn sie als Coltrane-Interpretatoren zu überzeugen wissen. Insbesondere Lovano und Liebman sind vom Geist des Meisters so beflügelt worden, dass sie hier, so jedenfalls die Einschätzung des Down-Beat-Rezensenten, freier und wagemutiger auftreten als je zuvor seit der Veröffentlichung von «Gathering Of Spirits».

Einnehmende Vielfalt

Auf der anderen Seite zeichnen sich die sieben Eigenkompositionen auf «Seraphic Light» durch ein breites motivisches Spektrum aus, das der Platte einen unbestrittenen Reiz verleiht. Hörenswert sind sie alle, hervorgehoben seien exemplarisch Ravi Coltranes thematisch

kunstvoll verschachteltes «The Thirteenth Floor», Cecil McBees liebliche Ballade «All About You» oder Randy Breckers melodisch zupackende, so gar nicht larmoyante Anrufung seines toten Bruders «Message To Mike», die den Hörer aus unterschiedlichen Gründen samt und sonders einzunehmen verstehen.

Saxophone Summit ist zwar eine All-Star-Band, was selbstredend auch für die zu Unrecht so bezeichneten Sidemen gilt. Allerdings ist es eine All-Star-Band, die bewusst künstlerische Risiken eingeht und die die in der angelsächsischen Fachpresse sogenannte Comfort zone verlässt, womit sie eine höchst löbliche Ausnahme ist.

Von der Absurdität des Normalen

Unter dem Titel «Das Ende eines ganz normalen Tages» präsentiert **Franz Hohlers neues Buch** vierzig unterschiedlich lange Erzählungen

Politisches und Privates mischen sich in den hintergründigen Texten, die Hohner erneut auf der Höhe seines erzählerischen Könnens zeigen.

CHARLES LINSMAYER

«Nichts ist so unwahrscheinlich, dass es nicht passieren kann», lautet die Quintessenz der Titelgeschichte, die beschreibt, wie jemand abseits aller Medien den 11. September 2001 als einen ganz normalen Tag mit einem völlig unerwarteten Ende erlebt und wie er in der Nacht, als er nicht schlafen kann, in seiner Verstörung zu Stiftern «Nachsommer» greift, «einem Buch, in dem gute Menschen Gutes tun und schöne Menschen Schönes schaffen und niemand irgendjemandem etwas zuleide tut». Von einer plötzlichen, allerdings rein privaten, Katastrophe handelt auch die erste der insgesamt vierzig, sieben Zeilen bis acht Seiten langen Erzählungen, «Ein Fall». Da wird beschrieben, wie einer auf einem Platz

in Basel nichts ahnend über eine Kante stolpert und wie, während er durch die Luft fliegt, die Gesetze der Physik und bald schon Vokabeln wie «Unfall» oder «Notfall» für ihn bedeutsam werden.

Groteske Alltäglichkeiten

Eine Reihe anderer Erzählungen aber handelt, um am Titel anzuknüpfen, von dem, was wir inzwischen so sehr als «normal» zu betrachten gewohnt sind, dass wir seine Absurdität kaum noch zu erkennen vermögen. So sitzt der Ich-Erzähler gemütlich vor Suppe, Brot und Käse, während in der Radio-Nachrichten eine Katastrophenmeldung der anderen folgt («12.30 Uhr»), steht eine Frau aus Kasachstan oder Kurdistan in einer Lebensmittelbranche verständnislos dem Phänomen der Gutscheine und (vermeintlichen) Vergünstigungen gegenüber («Profitierangebot»), verheddert sich sogar der alteingesessene Schweizer hoffnungslos in der Rabattfalle, als er die ihm per Post zugesandten Glücksangebote einlösen will («Gutscheine»). Der Mechaniker,

der ein Leben lang Geräte herstellt hat, endet als Teilnehmer eines Arbeitslosenhilfsprogramms bei deren Demontage («Lebenslauf»), und wer am Schalter eine Fahrkarte kaufen will, wird auf den Automaten verwiesen, wo die Ortsnamen für Reisende eines gewissen Alters kaum mehr lesbar sind («Ich werde alt»).

In Geschichten, die – mitunter auch geografisch – etwas weiter ausholen, bewähren sich Hohlers exakte Beobachtungsgabe und sein unbestechlicher Blick. So verfährt er bei der Schilderung einer mongolischen Hochzeit minutiös detailgetreu und präzise, zeigt aber gerade damit – und mit dem Einbringen des Beobachters als leidenden Teilnehmer – die Risse und Anachronismen auf, die das Ritual aller exotischen Farbigkeit zum Trotz aufweist. Vorurteilslos und unbeschönigt beschreibt Hohner auch die verfahrenere politische Situation in Palästina und die hoffnungslose Lage der Jugendlichen, die sich, um Kindheit und Zukunft betrogen, für den Terrorismus rekrutieren lassen («Im gelob-

ten Land»). Und genau so ethnologisch kühl und sachlich geht er auch an die Landsgemeinde in Appenzell und stellt die «demokratietrunken im Taumelschritt durchs Dorf ziehenden» Appenzeller dann auf bewusst provozierende Weise den Jugendlichen gegenüber, die Bundesrat Leuenberger an der 1.-Mai-Feier der Zürcher Sozialdemokratie am Reden hindern («Landsgemeinden»). Es ist unverkennbar: Die Schweizer Literatur ist wieder politischer geworden, und es ist gut, wenn ein Autor wie Franz Hohner wieder einmal zeigt, wie politische Themen und Aussagen so verpackt (und verknapp!) werden können, dass man sie mit Interesse und Vergnügen und – im Falle der winzigen Erzählung «Die Taube» – sogar mit Erschütterung liest.

Familiengeschichten

Was allerdings nicht heissen will, dass die eher harmlos daherkommenden, in einem vordergründigen Sinne unpolitischen Texte nicht ebenso zu überzeugen vermöchten. Nicht zuletzt gehören dazu

jene, die eine Art Familiengeschichte in Episoden darstellen. Die Geschichte vom «Vater meiner Mutter» etwa, die offenbar macht, was es mit Franz Hohlers legendärem Cello auf sich hat. Die Geschichte vom «Vater meines Vaters», die auf bewegende Weise ein Arbeiterleben nachzeichnet und als dessen Hinterlassenschaft «die Fähigkeit, sich zu freuen», in den Raum stellt, aber auch die Erzählung «Die junge Grossmutter», die sich zu einem rührenden Memento für eine längst verstorbene Frau und deren nicht-gelebtes Leben aufschwingt. Die allerschönste, Hoffnung vermittelnde Erzählung des Bandes aber ist auch die vordergründig harmloseste: ein «Herbsttag» in einer Tessiner Alphütte, den ein Grosselternpaar mit einer Enkelin bescheiden, zufrieden und nach menschlichem, natürlichem Mass zubringt.

[1] **BUCH UND LESUNG** Franz Hohner: Das Ende eines ganz normalen Tages. Luchterhand, München 2008. 114 S., Fr. 31.90. Am Montag, 8. September, liest Franz Hohner um 20 Uhr im Thalia Bern.